

Fulbert Steffensky

Über meinen Glauben sprechen¹

(unkorrigiertes Manuskript)

Warum ist es heute wesentlich, sich mit dem Glauben auseinanderzusetzen?

Ich will mein Thema mit einer kurzen jüdischen Geschichte von einem unbekanntem Autor einleiten.

Ein junger Jude sagte zum Rabbi: „Ich möchte zu dir kommen und dein Schüler werden.“ Da antwortete der Rabbi: „Gut, das kannst du, ich habe aber eine Bedingung. Du musst mir eine Frage beantworten: Liebst du Gott?“

Da wurde der Schüler traurig und nachdenklich. Dann sagte er: „Eigentlich lieben, das kann ich nicht behaupten.“ Der Rabbi sagte freundlich: „Gut, wenn du Gott nicht liebst, hast du dann etwa Sehnsucht ihn zu lieben?“

Der Schüler überlegte eine Weile und erklärte dann: „Manchmal spüre ich diese Sehnsucht sehr deutlich, aber meistens habe ich so viel zu tun, dass die Sehnsucht im Alltag untergeht.“ Da zögerte der Rabbi und sagte dann: „Wenn du die Sehnsucht, Gott zu lieben, nicht so deutlich verspürst, sehnst du dich dann vielleicht danach, diese Sehnsucht zu haben, Gott zu lieben?“

Da hellte sich das Gesicht des Schülers auf und er sagte: „Genau das habe ich. Ich sehne mich danach, diese Sehnsucht zu haben, Gott zu lieben.“ Der Rabbi entgegnete: „Das genügt. Du bist auf dem Weg.“

Soweit diese Geschichte! Könnte es sein, dass wir Zeiten entgegengehen, in denen auch die Sehnsucht nach der Sehnsucht verloren geht? Damit aber ginge ein Stück dessen verloren, was die Seele des Menschen ausmacht.

Warum ist es heute wichtig, den Glauben zu überdenken? Weil die Formen und Formulierungen des Glaubens sich verändert haben.

Wir sind in unserer Welt atheismustauglich geworden. Das waren die Menschen in der Welt meiner Kindheit nicht. Sie waren **alle** religiös. Es zeigt sich zum Beispiel darin, dass alle Lehrer und Lehrerinnen zumindest in der Grundschule Religionsunterricht geben konnten. Religion hatte eine unbefragte **Praxis**, z.B. im erwarteten Gottesdienstbesuch. Religion verliert ihre Selbstverständlichkeit, wo es keine religiöse Praxis gibt. Unsere Religion war **einmalig**. Am Ort meiner

¹ Impulsreferat anlässlich der Vorbereitungstagung zum Kirchensonntag, 14. September 2019, Bern

Kindheit gab es eine einzige protestantische Familie. Neben uns lebten keine Buddhisten, Muslime oder gar Atheisten. Heute ist Religion eine von mehreren Optionen. Atheismus z.B. war als Option in der Welt meiner Kindheit nicht vorgegeben. Religion war **öffentlich**. Die Welten waren religiös. . Die Menschen waren in traditionellen Zeiten wohl nicht religiöser, als sie es heute sind. Aber die Welten waren religiös. Menschen waren von Religion umgeben, ob sie es wollten oder nicht. Die Zeiten waren religiös pointiert. Es gab die für alle verbindliche Adventszeit, in der man nicht tanzen ging und in der man nicht heiraten sollte. Es gab die Fastenzeit, die sich mit ihrer größeren Kargheit von anderen Zeiten unterschied. Die Häuser hatten oft religiöse Signaturen. Man hat das Datum der Erbauung eingemeißelt und den Psalmspruch: „Wenn der Herr das Haus nicht erbaut, bauen die Bauleute vergebens.“ Auf dem Feuerwehrhaus stand geschrieben: „Gott zur Ehr – dem Nächsten zur Wehr!“. Es gab Personen, deren religiöse Zugehörigkeit von weitem sichtbar war – der Pfarrer mit seinem Kolar und die Religionslehrerin im grauen farbenunfrohen Kleid. Religion war nicht nur im Herzen verankert, sie lag auch draußen – in den heiligen Zeiten, Personen, Orten und Bräuchen. Diese christlichen Formenwelten sind verblasst, sie sind nicht mehr Mode. In einer Welt, in der **alle** religiös sind; in der es eine **selbstverständliche religiöse Praxis** gibt; in der man nur **einen** religiösen Entwurf kennt und in der Religion **öffentlich** ist, ist es schwer, „gottlos“ zu sein. Es war eine naive Religion, weil „alle Überzeugungen in einem Kontext oder Rahmen des Selbstverständlichen bleiben“. (Charles Taylor: Ein säkulares Zeitalter, Frankfurt 2009, S. 13) Man lebte unter dem Dach „abgeschlossener Weltstrukturen“ (Taylor), geknechtet von ihnen und getröstet von ihnen.

Wenn wir das Gespräch mit jenen zeitweilig Glaubenden oder Nicht-Glaubenden versuchen wollen, müssen wir etwas tun, was wir wenig gelernt haben, nämlich unser Erbe zu übersetzen. **Übersetzen** heisst eine Sache oder einen Menschen von einem Ufer zum anderen bringen. Wir haben eher gelernt, die alten Texte zu zitieren als sie zu übersetzen. Wir kommen mit unserem Denken aus sehr alten Zeiten, in denen man geglaubt hat, die Wiederholung des Erbes sei schon die Aneignung des Erbes. Das ist kein Vorwurf gegen jene Zeiten. So hat man eben gedacht, und vielleicht konnte man nicht anders denken. Wir aber „müssen die Distanz akzeptieren, die uns von toten Schriftstellern oder Sprechern erst recht von einem vergangenen Wort trennt.“

(M. De Certeau: Glaubensschwachheit, S. 238). Den Glauben haben wir an keiner Stelle anders als immer schon interpretierten Glauben, auch in der Bibel nicht. Protestanten verstehen etwas vom Bilderverbot, vom Geheimnis und der Ungreifbarkeit Gottes. Ein Schimmer von ihm ist in den Überlieferungen unserer Väter und Mütter, in der Bibel zu begreifen, aber nicht zu greifen. Nirgends gibt es das Wort Gottes pur. Seine Interpretationen im Lauf der Geschichte sind uns fremd und sie sind uns nah. Nirgends aber sind wir vom Schmerz und der Freiheit entbunden, den Glauben vom fremden Ufer an unser eigenes zu bringen. So muss jede Zeit neu lernen, den Namen Gottes neu zu entziffern und zu entziffern, wer Christus ist. „Die Bewahrung der Tradition ist ein schöpferischer Akt.“ sagt der tschechische Theologe Thomas Halik. „Die Tradition ist immer eine Reinterpretation vom Vorherigen – während Traditionalisten an diesem Punkt untreu werden.“ (Herder Korrespondenz 67/2) Wer nicht interpretieren will, hört auf zu bewahren, oder wie der Aphoristiker Elazar Benyoetz sagt: „Eine getreue Widergabe ist eine echte Fälschung.“ Religiöse Sprache ist, wo sie den Namen verdient, eine poetische Sprache, das heißt, dass sie nicht zu hören ist abgelöst von den Sprechenden, von ihren Tränen und von ihrem Jubel. Sie ist gerade keine Einheitssprache, die zu allen Zeiten zwischen Tokio und Lima gilt. Das heißt nicht, dass sie die willkürliche Expression der Gemütslagen von unverbundenen Individuen ist. Wir haben Texte und Traditionen, die unsere Auslegung richten, sie aber nicht beherrschen. In jede Auslegung gehen das Charisma und die Blindheit der Auslegenden ein. Erst wenn wir unser Erbe übergesetzt haben an das Ufer unserer Gegenwart, können die Fremden ahnen, welche Schönheit und welche Lebensrettung es enthält.

Sich vergewissern, was uns am Glauben wichtig ist, und ich ergänze: was am Glauben schön ist.

Man kann auf Dauer nur etwas lehren, man kann nur predigen, wenn man lieben gelernt hat, was zu predigen ist; wenn man charmant gefunden hat, was zu sagen ist. Wir Christen sind Bettelleute, die weitersagen, wo es Brot gibt. Wir sind Bettelleute. Ich erwarte von uns Christen und Christinnen nicht, dass wir Glaubensfelsen der Gemeinde sind. Aber wir könnten lernen, die alte Nachricht, die wir zu sagen haben, schön zu finden. An etwas glauben kann

man auf Dauer nur, wenn man es schön gefunden hat. Ein merkwürdiges Wort: etwas schön finden! Die Schönheit liegt nicht ohne weiteres auf der Hand. Schönheiten muss man suchen und entdecken. Darum die Frage: wo suchst du? Oft übersehen gerade die die Schönheit einer Sache, die täglich damit umgehen. Nimmst du dir Zeit für die Bibel, für die Meditation, für die Losungen, für das Gebet? Das Gebet ist die einzige Stelle, wo die Zweifel verstummen, zumindest wo sie schwach werden. Kennen wir geistliche Übungen, die unsere geistliche Freiheit befördern? So ist es mit unseren geistlichen Übungen und Sitten. Darum die Frage: gibt es geistliche Sitten, die uns in glanzloser und mühseliger Regelmässigkeit vertraut machen mit der Schönheit unserer Tradition. Glanzlos nenne ich diese Sitten. Denn alles, was man regelmässig tut, ist nicht aufregend, ist nicht bezaubernd, ist oft genug langweilig und kein Seelenbad. Aber solche Sitten bilden unsere Herzen. Es sind köstliche Nutzlosigkeiten, die uns langfristig machen. Wir brauchen Lebenssitten, die uns vor der unfruchtbaren Mühe befreien, ständig „authentisch“ zu sein. Eine Sitte bindet mich nicht, sie gürtet mich. (Es gibt aber auch Sitten die fesseln). Ich liebe das Wort „Sitten“, es hat nichts mit Moral zu tun. Es sind Verhaltensvorschläge und Lebensregeln, die von zermürbenden Entscheidungszwängen befreien. Wo es Sitten gibt, sind wir nicht nur auf die Kraft unseres eigenen Herzens angewiesen. Sitten sind geronnene Lebensweisheiten, die mich von meiner eigenen Zufälligkeit befreien. Sitten sind Selbstbegrenzungen, die unsere Freiheit fördern und nicht zerstören. Alles, was produktorientiert ist, scheint seine Rechtfertigung in sich selbst zu finden. Die Meditation und das Gebet rechtfertigen sich nicht durch ihre Ergebnisse. Dies ist ein Plädoyer für die nichtverwertbaren Schönheiten unserer Tradition. Mir geht es nicht darum, dass wir Meister und Meisterinnen religiöser Erfahrungen werden, sondern darum dass wir unser Handwerk verstehen. Für unsere geistige Konstitution ist nicht die ausserordentliche religiöse Erfahrung wichtig, sondern die alltägliche, treue und unaufgeregte geistige Arbeit: die Lesung, die Vertiefung, die Übung. Darum benutze ich solche einfachen Begriffe wie Sitten, Arbeit und Handwerk. Religiöse Höhepunkte mögen kommen oder auch nicht. Massgebend ist die unaufgeregte geistliche Arbeit im Alltag.

Mut machen, über Glaubensfragen zu sprechen und Freude dafür wecken

Wir lernen glauben, indem wir miteinander den Glauben teilen. Ich beginne mit einem Gedicht von Kurt Marti:

Glauben?
 Hie und da.
 Doch ohne den Glauben anderer
 Nicht einmal hie und da -
 Ich bin, was ich bin, durch andere;
 Ich glaube, was ich glaube, dank anderen.
 Und so,
 mit jedem, Atemzug:
 Leben aus geselliger Gnade.“

Ich glaube dank anderen. Der Glaube meiner Toten ist mein Erbe. Ich bin nicht der Erste, der zu hoffen und zu glauben, zu denken und zu handeln versucht. In meinen eigenen Anfang sind hineingewoben die Sprache und die Bilder, die Niederlagen und das Gelingen, die Seufzer und der Jubel von vielen Generationen. Ich bin Erbe des Lebens und des Glaubens meiner Toten. Das heisst in einer Tradition stehen. Ich teile den Glauben mit Martin Luther und mit Katharina Zell aus Strassburg, mit Huldrych Zwingli und Argula von Grumbach in Bayern, Johannes Calvin und mit meiner Mutter; mit Hildegard von Bingen und mit meinem Vater.

Ich platze vor Abstammung. Ich, der ich ein gebrannter Heutiger bin, frage nach dem Trost meiner Tradition. Für meine Generation war Tradition lange ein verfemtes Wort. Wir haben gegen das Diktat unserer Herkunft gekämpft. Gegen sie haben wir mit Schmerzen uns selbst erobert, das eigene Denken, die eigene Entscheidung, das eigene Glück. Wir haben gefragt: wie werden wir wir selbst, frei vom Bann unserer Herkunft? Wir haben es religiös, gesellschaftlich und politisch gefragt. Wer Väter und Mütter hat, kommt nicht darum herum, sich von ihnen zu befreien. Wir sind nicht am Ende dieser Arbeit, aber die Abwendung von unserer Herkunft ist nicht mehr die Hauptarbeit. Wir fragen in geistig kargen Zeiten: Mit wem können wir uns verbünden, von wem können wir lernen und was kann uns trösten? Es genügt nicht, Autoren unserer selbst zu sein. Darum fangen wir an, die Toten, ihren Glauben und ihre Weisheit neu

zu suchen. Ich weiss nicht, wer ich bin, wenn ich nur mir selbst begegne, mich nur selbst bespiegle und in meinem Ich versiegelt bin. Ich lerne von meiner Tradition mein eigenes Gesicht. Es ist eine Form der Freiheit, mehr zur Kenntnis zu nehmen als sich selbst.

Ich brauche Zeugen für meinen hinkenden Glauben. Meine eigene Authentizität reicht für meinen Glauben nicht, er ist zu schwer. Leicht ist er nur, wenn ich die Augen schliesse vor den Abgründen des Lebens. Ich bin Zeuge des Glaubens meiner Toten, wenn ich ihre Sprache spreche und ihre Gesten wiederhole. Die Toten bezeugen meinen Glauben. Ich werde lebendig, indem ich in den Trost ihrer Texte schlüpfe. Der Glaube meiner Toten erbaut meinen Glauben. Jeder Psalm ist der Rollator meines hinkenden Glaubens. Nichts geht ohne mein Herz, das ist wahr, aber nichts geht allein mit dem eigenen Herzen. Nur wer glaubt, er müsse alles sein, verzweifelt an der Halbheit seines eigenen Glaubens und seiner Gebete. Weil mein eigener Glaube mir zu nackt ist, brauche ich die Mäntel meiner Toten. Das heisst in einer Tradition stehen, den Toten und den lebenden Geschwistern den Glauben von den Lippen zu lesen.

Nicht nur mit den Toten teile ich meinen Glauben, auch mit meinen lebenden Geschwistern. Ich erzähle eine Geschichte aus der klösterlichen Tradition. Ein junger Mönch war verstört in seinem Glauben und in der Praxis seines Gebetes. Er bat darum den Abt um Dispens vom Chorgebet. Dieser war weise. Er sagte nicht rigide: Geh hin; denn das Chorgebet gehört zu den monastischen Pflichten. Er gestand aber auch nicht liberalistisch dem Mönch die Befreiung vom Gebet zu. Er sagte zu ihm: „Geh hin und vergleiche deine Glaubenskargheit mit der Glaubensstimme deiner Brüder! Hör ihnen zu!“ So gewann der junge Mönch wieder Stimme, indem er die Stimme seiner Brüder hörte. Er verglich seine Kargheit mit der Kraft der anderen und er gewann Kraft. Wir sind endliche Wesen, auch in unserer Kunst zu glauben. Darum brauche ich die Fluchten in das Glaubensgasthaus meiner lebenden und toten Geschwister. Ich nenne eine solche kleine Flucht, die Flucht in das Gasthaus unserer Gottesdienste. Ich bin im Gottesdienst nicht allein. „Allein bist du kleine!“ – auch beim Beten, auch mit meinem Glauben und mit meiner Hoffnung. Ich nehme Teil am Glauben von anderen Menschen, und so kann ich leichter das Vaterunser und die Psalmen beten. Ich bin nicht nur auf meinen eigenen windschiefen Glauben angewiesen. Wir teilen den Glauben, wie man Brot teilt in kargen Zeiten. Gemeinschaft der Heiligen!

Reformiert: Alle sind fähig, über Glaubensfragen nachzudenken und den Glauben weiterzugeben

Es gibt Fachleute für die historische Erklärung unserer Tradition. Fachleute für den Glauben und seine Weitergabe sind wir alle, bzw. ist keiner von uns richtig. Den Glauben weiter geben, also Mission? Man kann inzwischen sagen: die Meisten, mit denen wir heute zusammenleben, kennen den Glauben kaum noch oder gar nicht mehr. Vor ihnen, den Unkundigen, soll er nicht verschwiegen werden, es soll der Name Gottes genannt werden. Gott zu nennen, heisst natürlich nicht nur eine Vokabel zu nennen. Gott zu nennen, heisst über Gerechtigkeit und Unrecht, über Feindschaft und Versöhnung, über gutes Wasser und guten Boden für das Leben unserer Nachkommen zu reden. Die Frage ist, ob der Geist unserer Herkunft in unserer ethischen Rede erkennbar ist, oder ob wir eine frei schwebende Moral verteidigen, wie sie alle anderen auch nennen können.

Den Namen Gottes vor anderen und für andere zu nennen, ist Mission. Ich will auf dieses Wort nicht verzichten, aber ich will es interpretieren. Mission heisst zeigen, was einem wichtig ist, worauf man setzt und was man liebt. Mission: sich zeigen und niemanden zwingen. Der Glaube braucht Öffentlichkeit, er muss aus seinem eigenen Schatten treten und Zeugnis werden. Man wird zu dem, als der man sich zeigt. Man gewinnt Gesicht, indem man Gesicht zeigt. Das gilt für alle Überzeugungen, nicht nur für die religiöse. Darum kann ich mir keinen Menschen mit einer wirklichen Lebensoption vorstellen, der nicht für sie wirbt und damit an die Öffentlichkeit geht. Alle wesentlichen und die Existenz des Menschen betreffenden Vorgänge spielen sich nicht nur in seinem Inneren ab. Sie drängen nach außen, sie wollen inszeniert und gesehen werden, sie brauchen Publikum und Zeugen. Es bestätigt also den Glauben, wenn man sich als Glaubenden zeigt. Was zeigt man? Die Wahrheit, die Schönheit und die Wichtigkeit einer Lebensoption. Es gibt keine Lebensüberzeugung, die nicht zur Mission wird. Der marxistische Philosoph Milan Machovec (1925-2003) machte in einem Gespräch eine heiter-ernste Bemerkung zur Mission: „Ich habe schon zweimal versucht, den Satz zu publizieren, dass ich den Gegner nur dann ehren kann, wenn er auch versucht, mich zu bekehren. Aber immer ... hat man es korrigiert, immer meinte man: So dumm denkt Machovec sicher nicht, und man

hat es so korrigiert, dass ich den Gegner nur ehren kann, wenn er mich **nicht** zu bekehren versucht. Aber diese falsche Toleranz meine ich nicht. Im Dialog wollen wir nicht einem Halbgläubigen, sondern einem echten Christen begegnen.“

Ich will die Unkundigen nicht belehren und bekehren. Ich will ihnen die Schönheit der eigenen Glaubenstradition zeigen. Lehrhaftigkeit ist ein Versuch, auf den freien Geist eines anderen Zwang auszuüben. Aber Schönheit ist das einzige Überredungsmittel (Thornton Wilder). Die Schönheit für die ich plädiere, ist nicht nur eine formalästhetische Angelegenheit. Schön nenne ich unsere Traditionen, die die Freiheit und Würde des Menschen und die Würde Gottes zeigen. Schön nenne ich die Begriffe Schuld und Sünde, weil sie die Freiheit und die Subjekthaftigkeit des Menschen betonen. Von aufsässiger Schönheit sind die Geschichten, die von dem Gott erzählen, der die Armen liebt und das Verlorene nicht verloren gibt. Von atemberaubender Schönheit ist die Erzählung von dem Gott, der sich in Christus selbst verliert und einer der Gequälten dieser Erde wird. Unsere eigene Tradition als schön, als des Menschen und Gottes würdig zu beschreiben, das wäre die Rhetorik, die Menschen nicht einfach zum Glauben bringt; es ihnen aber einleuchtend macht, dass Christen und Christinnen so glauben. Schönheit gegen Glaubenskorrektheit, die wir so lange angebetet haben; Schönheit gegen die abschreckende Lehrhaftigkeit. Nur der eigenen Tradition zuzustimmen, ist nicht genug. Der Glaube, der den Glanz der Würde und der Schönheit verbirgt, ist für niemanden überzeugend, nicht einmal für die Glaubenden selbst

Der Glaube wird zum Glauben, indem er sich zeigt und darstellt. Dieses öffentliche Zeugnis hat keine apologetischen Interessen. Darum kann es sich auch in seiner Angreifbarkeit zeigen. Wir machen uns vor uns selbst und den Atheisten glaubwürdig, indem man die Einwände nicht verschweigt, die man gegen den Glauben erheben kann. Christen, die die offenen Augen und den hellen Verstand nicht verloren haben, wissen, dass es nicht selbstverständlich ist, an Gott zu glauben. Vieles spricht dagegen. An Gott glauben, heißt auch, an Gott leiden; leiden an seiner Dunkelheit und an seiner Unverstehbarkeit. Gott zu vermissen, gehört zu unserem erwachsenen Gottesglauben. Wo bleibt denn euer Gott? Das ist die Frage, auf der der Atheismus besteht, es ist die Frage der Psalmen. Mit dieser Frage auf den Lippen tragen auch die Glaubenden einen Schatten des Atheismus im Herzen.

Unser Glaube wird schwerer, aber er wird auch gereinigt, wenn wir den Blick in die Abgründe wagen.

**Man kann den Glauben auf Zeit verleihen, auch das ist eine Form der Mission.
Oder: die Kirche als Maskenverleihanstalt**

Nichts findet hinter dem Rücken der Sprache statt. Bis vor kurzem stand die religiöse Sprache zur Verfügung, in die sich Menschen in die Grundsituationen des Lebens bergen konnten. Sie haben den Anfang des Lebens in den Tauffesten geborgen. Schuld und Vergebung wurden aufgefangen und ausgedrückt in den alten religiösen Bildern und Gesten. Trauer und Jubel fanden Psalmen und Gesten in der religiösen Sprache und retteten das Leben vor dem Verstummen. Es war eine Sprache, die sprechbar wurde, weil sie seit langer Zeit von vielen gesprochen und getragen wurde. Menschen brauchten sich nicht neu zu erfinden. Es lag ein Sprachgebäude vor, in das man flüchten konnte, wenn es einem persönlich die Sprache verschlagen hat. Die meisten haben dieses Haus verlassen oder haben es nie gekannt, aus welchen Gründen auch immer. Der Atheismus ist landläufig geworden. Aber immer noch trauern Menschen über ihre Toten, bejubeln die Geburt ihrer Kinder, entsetzen sie sich bei den grossen Einbrüchen des Lebens, fragen sie nach Vergebung, betteln sie um Segen, wenn sie auch das Wort kaum noch kennen. So fliehen sie manchmal in dieses alte Haus, das sie schon lange verlassen haben. Ich habe einen Kollegen beerdigt, der nicht in der Kirche war. Ich wusste, dass eine Anzahl der Trauergäste kirchenfern waren, und ich habe zur Einleitung dieser Trauerfeier gesagt: „Ein Mensch ist gestorben, den wir verehrt haben. Wir gedenken seiner in einer alten Sprache, in der viele vor uns ihre Trauer und ihre Hoffnung ausgedrückt haben. Vielen von ihnen ist die Sprache fremd oder nur noch eine ferne Erinnerung. Es ist die Sprache, die gewaschen ist mit den Tränen und den Wünschen der Toten, die sie vor uns gesprochen haben. Ich lade Sie ein, für eine Stunde Gast in dieser Sprache zu sein. Legen Sie die Masken der Hoffnung an und singen Sie, wenn auch mit fremder Stimme, die Lieder, sprechen Sie den Psalm und beten Sie das Vaterunser“ Ein Kollege sagte nach der Trauerfeier: „Ich habe meine Maske wieder abgenommen. Aber ich bin froh darüber, dass ich sie ausleihen konnte.“

Die Säkularisierung schreitet fort, zumindest in Europa. Zugleich ist überall eine Art „kapellenloser Glaube“ (Rilke) zu finden; d.h. eine Sehnsucht, die sich nicht

mehr an deutliche Traditionen und Institutionen bindet; ein Glaube auf Zeit und in Undeutlichkeit. Wir finden diese heimatlose religiöse Sehnsucht vor allem nach großen Unglücksfällen, etwa 2001 nach dem großen Tsunami oder beim Ausbruch der Golfkriege. Die Kirchen waren in diesen Zeiten voll, so leer sie sonst sind. Ich denke an das Attentat in der Gutenberg-Schule in Erfurt (2002)! Die Pfarrerin lud für den Tatabend zum Gottesdienst ein. Die Kirche war voll. Die Innenstadtkirchen waren die ganze Woche offen für Stille, Gebet und Gespräch. Die Kirchen waren besucht. Am Samstag nach dem Attentat gab es einen grossen Gottesdienst auf den Domstufen. Der Domplatz war voller Menschen. Die Kirchen sind eine Art Kostüm- und Sprachverleihanstalt. Sie leihen Kleider, Masken, Sprachen, Lieder, Gesten aus an die, die keine eigenen haben und die doch gelegentlich spüren, dass sie sie brauchen. Wo die Kirchen die Klarheit der Botschaft wahren, da können Menschen Brosamen von diesem Brot mitnehmen in ihren durstigen, sehnsüchtigen und „kapellenlosen“ Alltag. Die säkulare Gesellschaft braucht die Öffentlichkeit der Kirchen. Sie braucht ihre Bauten, die sich abheben von anderen Bauten; sie braucht ihre unsäglichen Nachrichten, wo sie selbst keine „Meistererzählungen“ mehr hat. Sie braucht ihre Gesten in den dramatischsten Stunden des Lebens. Der zeitweilige Glaube drängt sich an den ihm fremden Ort. Menschen sind Gast im Glauben auf Zeit, und die Aufgabe der Kirche ist, den Fremden zur Verfügung zu stehen und Gastfreundschaft zu gewähren, den stummen Mündern Sprache zu leihen und dem kapellenlosen Glauben ein Haus. Auch der Glaube auf Zeit ist eine Form des Glaubens. Wer wollte ihn verachten in kargen Zeiten?

Wir vergessen oder vermeiden oft das, was am nächsten liegt, das Glaubensgespräch mit den Kindern und Enkeln

Wie lehren wir die Sprache der großen Wünsche, der Träume und des Rechts, wenn der Glaube von uns Älteren und Alten selber seine Risse bekommen hat? Wir leben nicht mehr in den Zeiten der alten Sicherheiten und des unbezweifelten Wissens. Wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen allen selbstverständlich war, was zu wissen und was zu überliefern ist. Das aber gibt uns kein Recht zu schweigen. Vielleicht ermutigt uns folgende Anekdote: Ich habe vor einiger Zeit eine ehemalige Theologiestudentin getroffen, die kurz vor ihrem Examen ihr Studium abgebrochen hat und aus der Kirche ausgetreten ist. Nun traf ich sie, sie erzählte dies und das, und fast beschämt

sagte sie, sie würde mit ihren Kindern beten und ihnen biblische Geschichten erzählen.

"Meine Kinder brauchen mehr als Kleidung und Nahrung.", sagte sie. "Ich weiß nicht, ob ich selber glaube, aber ich lehre sie beten." Ich bewundere die Demut dieser Frau, die ihre eigene Glaubenskargheit nicht zum Maßstab für das macht, was sie ihren Kindern erzählt. Der Hunger der Kinder öffnet ihr den Mund für das, was sie selber kaum sagen kann. Der Hunger der Kinder baut an ihrer Sprachfähigkeit. Sie lernt den Glauben, indem sie vom Glauben erzählt.

Was soll daran falsch sein? Sie lässt ihre Kinder nicht an dem mageren Arm ihrer eigenen Redlichkeit verhungern. Man kann etwas lehren und erzählen, weil man es kann und liebt. Man kann etwas lehren und erzählen, weil man etwas vermisst und daran leidet, dass man es vermisst. Erst wer nichts mehr vermisst, kann nichts mehr lehren. Den großen Bruch mit den Traditionen haben wir Alten vollzogen und erlitten. Aber wir leben noch von den Bildern, der Lebensauffassung und der Moral jener Überlieferungen. Unsere Kinder werden sie nicht mehr kennen, wenn wir stumm bleiben und uns bescheiden in der eigenen Sprachlosigkeit. Unsere Kinder brauchen Lehrer und Lehrerinnen, an unwissenden Meistern können sie sich nicht bilden.

Ende: Es ist leicht zu sagen, was unsere Arbeit und was es der Kirche schwer macht in diesen säkularen Zeiten, wie es immer leichter ist, den Mangel und das Ungenügen zu beschreiben. Wenn man aber den Mut behalten will und wenn die Trauergeister nicht überhand nehmen sollen unter uns, muss man zuerst den eigenen Reichtum wahrnehmen. Ich möchte, dass unsere Kirche Stolz und Demut neu lernt. Stolz: Wo gibt es Gruppen, die seit 2000 Jahren die Bergpredigt in ihrem Gepäck haben? Wo spricht man davon, dass die Armen die ersten Adressaten der Aufmerksamkeit sein sollen? Wo erzählt man sich die Geschichten von der Vergebung? Wo erzählt man sich von einem Gott, der das menschliche Schicksal bis in den Tod geteilt hat? Ja, es gibt radikalere Gruppen als meine bürgerliche Kirchengemeinde. Aber ich lobe die Institution mit dem Elefantengedächtnis. Es muss nicht nur gute Menschen geben, sondern Institutionen, die lange Erinnerungen haben; die sie zwar oft genug verraten, aber doch nicht von ihnen loskommen. Die Kirche wird ihre Bergpredigt nicht los, sie wird ihren Jesus nicht los. Der Schriftsteller Peter Bichsel sagte einmal in einem Gespräch mit Dorothee Sölle: „Die Kirche wird diesen Christus nicht

loskriegen. Das mag ich ihr gönnen. Ich finde das so toll, dass sie das nicht kann. Denn seit annähernd 2000 Jahren versucht sie es. Sie weiß, wenn sie ihn loskriegt, gibt es sie nicht mehr. Solange es sie gibt, ist aber der Begründer der Kirche eine ungemeine Belastung.“ Der Christus der Bergpredigt – eine glückliche Last der Kirche und der Christen. Zur christlichen Existenz gehört der Stolz: Wir haben etwas zu sagen, an etwas zu erinnern und etwas einzuklagen, was in der Gesellschaft so oft vergessen wird.

Demut ist das zweite, was ich uns wünsche. Wir sind nicht die einzigen in unserer Gesellschaft, die von Gott erzählen und ihn verehren. Unsere Häuser sind nicht die einzigen, in denen man etwas vom Charme des Betens weiss. Wir sind nicht die einzigen, die für den Frieden eintreten und auf dem Recht der Armen bestehen. Wir sind nicht die einzigen, die grosse Erzählungen der Rettung des Lebens weitersagen. Mit anderen Menschen und Gruppen leben, heisst sich von der eigenen Dominanz verabschieden. Wir haben uns lange für die Wichtigsten gehalten. Wir sind es nicht. Wir sind Mitspieler im grossen Spiel der Humanität, nicht Schiedsrichter und nicht einmal Linienrichter. Wir sind wichtig, und wir sind nicht alles. Gott ist alles, und das genügt.